Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen

Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband

Band: 7 (1955)

Heft: 19

Rubrik: Die Welt im Radio

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Haben Sie das gehört?

Der englische Rundspruch gedenkt eines Schweizers

A. F. Tschiffely, der Berner, dessen denkwürdiger Ritt kürzlich wieder eine Würdigung im englischen Rundfunk erfuhr.

ZS. Im englischen Radio wurde kürzlich über den denkwürdigen Ritt gesprochen, den der Berner Aimé Tschiffely vor 30 Jahren von Buenos Aires aus durch Süd-, Mittel- und Nordamerika nach New York unternahm. Tschiffely, in Bern geboren, wurde in England Lehrer, wo er auch als Berufsfußballer und Boxer tätig war. Nach Argentinien übersiedelt, hatte er keine Schwierigkeiten, seine Lehrtätigkeit fortzusetzen, da er mehrere Sprachen beherrschte und sportlich sehr tüchtig war. Das Leben behagte ihm dort außerordentlich, weil er lange Ferien bekam, die er für wochenlange Ritte in die Prärie benützte. Während eines solchen kam er auf einen großen Gedanken. Er wollte der Welt die unvergleichliche und erstaunliche Lebenskraft und Zähigkeit des argentinischen Crillo-Pferdes beweisen, eines Nachkommens einer spanischen Rasse, die von den Conquistadoren nach Argentinien verbracht worden war.

Er entschloß sich, auf zwei solchen Pferden abwechselnd den ganzen Weg nordwärts durch die Prärie zu reiten, zweimal die Anden zu überqueren, durch indianische Stämme hindurch, die noch nie einen Weißen gesehen hatten, über die Sümpfe und Schluchten, welche Süd- von Nordamerika trennen, quer über Mexiko in die Vereinigten Staaten hinein. Das eine Pferd würde er reiten, während das andere als Gepäckpferd diente.

Kein Mensch glaubte an das Gelingen eines solchen Unternehmens. Von Buenos Aires nach New York auf Pferdes-Rücken! Das war wirklich die ausgefallene Idee eines Schweizer Hirtenknaben! Der Plan wurde mit Spott und Hohn empfangen. Kein Mensch würde doch die Strapazen eines solchen Rittes durch fieberverseuchte Sümpfe und den undurchdringlichen tropischen Dschungel aushalten. Auch war die Gefahr des Wassermangels ebenso groß wie umgekehrt diejenige der gewaltigen Regenfälle mit ihren Ueberschwemmungen, in denen auf viele Meilen alles zu versinken pflegte. Noch gefährlicher waren die wilden Indianer, ganz abgesehen von den wilden Tieren, den Insekten und tropischen Krankheiten.

Mancha und Gato, zwei schon ältere, 16 und 18 Jahre alte Pferde, wurden ihm dann doch geliehen. Sie waren gar nicht ruhig und zahm, hatten auch von den erfahrenen Gauchos nie ganz gebändigt werden können. Tschiffely studierte eingehend ihren Charakter, kam zum Schluß, daß sie sich eigneten und ritt ab. Monatelang hörte man nichts von ihm, und Buenos Aires war überzeugt, daß der «Verrückte», wie er genannt wurde, nicht mehr unter den Lebenden weile. Er aber ritt unaufhaltsam, aber als echter Berner in sehr langsamem Tempo nordwärts, überzeugt, daß nur in diesem langsamen Vorrücken seine Sicherheit liegen könne. Er hatte keine Eile und beabsichtigte nicht, die besten und leichtesten Wege zu nehmen. Seine Hauptaufgabe sah er darin, die beiden Pferde immer in ausgezeichnetem Zustande zu halten. Zuerst mußte er die Pampas kreuzen, sich vor den Schneestürmen in den Anden Boliviens schützen, durch Sandwüsten hindurch, über Abgründe mit Seilen Brücken errichten, durch krokodilverseuchte Flüsse mit den Pferden hinüberschwimmen. Und als er sich endlich wieder der Zivilisation näherte, den Gefahren des amerikanischen Straßenverkehrs begegnen. Die ungeheuren Differenzen zwischen brennender Hitze und bissiger Kälte, der Mangel an Nahrung und besonders an Wasser störten ihn aber ebensowenig wie die Giftschlangen und blutsaugenden Vampire, mit denen er auf der Reise zu kämpfen hatte. Kein Pferd anderer Rasse hätte wahrscheinlich dieses Mühsal überstanden wie die beiden zähen Argentinier, die alles als ganz normale Begegnungen auffaßten.

2½ Jahre brauchte Tschiffely für die ganze Reise von etwa 10 000 Meilen. Seine Ausrüstung war einfach und naturgemäß sehr knapp. Als Kopfkissen benützte er den Sattel. Ein Zelt konnte er wegen des Gewichts nicht mitnehmen, weshalb er sich mit einem weiten Poncho begnügen mußte, wozu ein leichtes Moskitonetz kam. Die Leistung ist in Südamerika unvergessen geblieben, und, wie die Sendung beweist, auch in England.

Rußland und die «bourgeoise» Wissenschaft

ZS. Als objektiver Chronist kann man nicht umhin, eine Aenderung der Haltung der Sowjet-Union gegenüber den technischen und wissenschaftlichen Leistungen der sogenannten «Bourgeois»-Länder des Westens feststellen. Noch vor wenigen Jahren war es eine Ketzerei, irgend etwas, das aus den «imperialistischen» westlichen Staaten kam, zu loben (wobei selbst die rabulistisch gewandten Sowjet-Diktatoren einige Mühe haben dürften, zu erklären, worin etwa der «Imperialismus» der Schweiz bestehe).

Daneben wurde alles, was auf der Welt Bedeutendes geschaffen worden war, als Leistung Rußlands in Anspruch genommen, von der Erfindung der Buchdruckerkunst, der Nähnadel über die Entdeckung der Elektrizität, des Radios, des Films bis zur Atomspaltung. Und Vergleiche zwischen östlichen und westlichen Leistungen gingen immer zum Nachteil der letzteren aus. Es handelte sich hier offensichtlich um eine primitive Propagandamaßnahme zur Stärkung des Selbstbewußtseins unwissender russischer Arbeiter und Techniker, um sie zu höheren Leistungen anzuspornen. Man nahm dabei in Kauf, sich vor dem Ausland lächerlich zu machen, denn daß dieses den läppischen Unsinn ernst nehme, dürfte man in Moskau selbst nicht erwartet haben.

Es war vorauszusehen, daß auch diese Lügen verhältnismäßig kurze Beine haben würden, und daß sie schließlich zum Nachteil der Urheber ausschlagen würden. Im britischen Rundspruch ist im Dritten Programm dieser Erscheinung nachgegangen worden. Die Resultate der Selbstbeweihräucherung sind sehr mißlich gewesen, sie waren gerade das Gegenteil der erwarteten. Am 22. April hat der Chefredaktor der «Prawda», Schepilow, in einer Rede in Moskau anläßlich des 85. Geburtstages von Lenin u. a. ausgeführt, es sei dringend nötig, daß die kommunistischen Wissenschafter, Ingenieure und Techniker sich ständig über die neuesten Ergebnisse der technischen und wissenschaftlichen Welt auf dem laufenden hielten und gegen Rückständigkeit, Gleichgültigkeit und Routine ankämpften. Schon Lenin habe auf die Notwendigkeit hingewiesen, alle Kenntnisse und allen kulturellen Reichtum, der von irgendwem geschaffen worden sei, zu benützen. Wer allgemeine Phrasen von der Heimat und ihrer Ueberlegenheit wiederhole, während er selbst auf diesem Gebiet stehenbleibe, sei kein Patriot. Ein wirklicher Patriot sei nur jemand, der gestützt auf die Erfahrungen der gesamten Welt die Ueberlegenheit der Sowjet-Wissenschaft und -Technik zu sichern suche.

Es hatte sich nämlich ergeben, daß die Stärkung des Selbstvertrauens der unwissenden Sowjetbürger durch krasse Geschichtsfälschungen diese veranlaßt hat, sich überhaupt nicht mehr um die Arbeitsergebnisse der «Bourgeois-Staaten» zu kümmern, und dadurch der sowieso nicht geringe Rückstand der Kommunistischen Wissenschaft und Technik noch mehr vergrößert wurde. Die gleichen Propagandaleute, die seinerzeit mit Pathos die Leistungen des Westens herabwürdigten, müssen heute zu sofortiger Umkehr blasen. Im «Kommunist», dem Organ des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei, stand über die Stellungnahme dieser hohen Behörde im Juni zu lesen (nach dem Gehör aus dem Englischen übersetzt): «Die Partei legt das größte Gewicht auf den technischen Fortschritt und verurteilt auf das strengste jede unwissende und hochfahrende Haltung gegenüber der Wissenschaft und Technik anderer Länder und Nationen.» Der britische Rundspruch kann ein interessantes Beispiel einer solchen Haltung zitieren, die nun der Verdammnis anheimfällt. Vor zwei Jahren hat die «Zeitschrift für Philosophie» einen Artikel des Sowjet-Philosophen A. Maximow publiziert, in welchem Einstein vehement angegriffen wurde. Es stand darin, daß «die ganze Richtung, in welche die wissenschaftliche Entwicklung durch die Relativitätstheorie geführt wurde, gänzlich falsch ist. Einsteins gesamte Grund-Konzeption über Raum, Zeit, Masse und Energie muß zurückgewiesen werden». Der «Kommunist» verurteilt nun ausdrücklich diesen Artikel mit dem Hinweis: «Eine so nihilistische Behandlung der Frage wurde in der führenden Zeitschrift zur gleichen Zeit veröffentlicht, als viele der Behauptungen der Relativität bereits durch die Praxis bewiesen waren, indem neue physikalische Ergebnisse auf ihrer Grundlage entwickelt wurden.»

Diese unbestreitbare Wandlung der russischen Haltung gegenüber ausländischen Leistungen könnte der Beginn einer unabsehbaren Aen-

derung des Fundaments kommunistischen Denkens überhaupt werden. Man braucht sich nur vorzustellen, daß sie z. B. auch auf das Gebiet der Geschichte, der Volkswirtschaft, der Philosophie übergriffe! Die geistige Grundlage der Sowjets müßten einstürzen, wenn sie z. B. eines Tages die Kantsche Erkenntniskritik entdeckten. Daß der Kern des Marxismus dadurch bereits etwas angegriffen ist, ergibt sich aus einem weiteren großen Artikel des «Kommunist» vom März mit dem Titel «Dringende Probleme der Philosophie». Hier wird der alte, noch auf Karl Marx zurückgehende, geheiligte Glaubenssatz des Kommunismus, daß die kapitalistische Kultur sich in unaufhaltsamem Niedergange befinde, ausdrücklich auf die Seite gewischt. Keine Rede mehr davon, daß die «Bourgeois-Staaten» von selbst auf den Sozialismus hinsteuerten, daß die «kapitalistischen Spezereihändler», wie der beliebte Spottname für die freien Unternehmer lautet, dem Untergang geweiht seien. Selbstverständlich wird der preisgegebene Glaubenssatz nicht als solcher ausgegeben; er wird nur als «Irrtum» bezeichnet, «dem viele, mißleitete Einzelpersonen» gehegt hätten.

So gilt, was gestern höchste kommunistische Glaubenswahrheit war und während Jahrzehnten mit Leidenschaft verkündet wurde, heute als Ketzerei. Das verhindert aber auch, diesen Wandlungen schon jetzt großes Gewicht beizumessen. Wer kann wissen, ob nicht das, was heute verkündet wird, in kurzer Zeit wieder als verabscheuungswürdige Ketzerei verdammt wird? Jederzeit ist in Moskau eine plötzliche Kursänderung möglich, eine totale Schwenkung je nach dem Ausgang der Machtkämpfe zwischen den führenden Männern. Dieses gewaltige Schwanken zwischen gegensätzlichen Richtlinien mit allen Folgen für Wissenschaft und Wirtschaft ist das unvermeidliche Schicksal eines nicht im Ewigen fundierten Geisteslebens.

Von Frau zu Frau

Wie begegnen wir dem Atomzeitalter?

EB. Nein, ich weiß die Antwort auf diese Frage nicht. Ich würde mir als Einzelperson nicht einmal gestatten, die Frage zu formulieren, weil — offen gestanden — mein unscheinbares Nichts erst eben daran ist, aufzuhorchen und eine erste Ahnung zu erhalten, daß es einer Revolution ausgesetzt werden wird, von der es sich noch vor einigen Jahren — trotz Hiroshima — nichts träumen ließ, oder von der es, bewußt oder unbewußt, nichts wissen wollte.

Da war Hiroshima, ein urschreckliches Geschehen, so urtümlich oder endgültig letztlich, daß man es gar nicht sehen wollte. Man fürchtete sich davor, weil es alle herkömmlichen Begriffe zu sprengen drohte und weil es eine letzte illusionistische Sicherheit aufzulösen sich anschickte. Oder, bohrte es innerlich in angstvollen Minuten, müssen wir uns doch damit befassen? Wird der Weltuntergang eine Kettenreaktion von Kernspaltungen sein? Müssen wir, die wir heute leben, dieses Ende miterleben? Ist unsere Generation dazu auserkoren? Und weil wir den Nebel nicht zu durchdringen vermochten, versuchten wir es auch nicht weiter und gingen unserer täglichen Arbeit wieder nach.

Und dann kam die «Atomkonferenz» in Genf mit ihrer Ausstellung, und nun gibt es kein Entrinnen mehr. Wenn wir noch ein paar Jahre leben bleiben, werden wir eine neue wirtschaftliche Revolution miterleben. Das Schwierige daran ist, daß wir zum vornherein wissen, daß wir den Mittelpunkt des ganzen Geschehens nicht verstehen werden. Reichten die physikalischen Kenntnisse gerade noch, um sich ein Bild dessen zu machen, was «Elektrizität» bedeutet (und wer hätte schon je das Wesen der Elektrizität ganz erfaßt!), so scheinen uns jene Köpfe, die das Wesen der Atomspaltung erforscht haben und jene geheimnisvollen Maschinerien geschaffen haben, beinahe ebenso suspekt unirdisch wie die Atomspaltung selbst.

Trotzdem: Wir haben uns damit zu befassen. Und wie? Wie? Der Internationale Verband der Berufs- und Geschäftsfrauen, der am 22. August sein Board-Meeting in Bern abhielt, formulierte die Frage: Wie begegnen wir dem Atomzeitalter? Die einzelnen Klubs führen jedes Jahr eine internationale Diskussionswoche durch, die 1956 diesem Thema gewidmet sein soll. Es wäre närrisch, vor der Entwicklung die Augen verschließen zu wollen; es wäre so ungefähr, wie wenn wir uns weigern wollten, von der Elektrizität etwas wissen zu wollen. Aber eben: Was da auf uns zurollt, ist vorläufig erschreckend, weil es für uns Laien unfaßbar und trotzdem unentrinnbar ist. Wir fühlen uns irgendwie als Opfer der Entwicklung und wissen noch nicht, ob wir uns — nach den überstandenen Schrecken — darüber freuen dürfen oder ob der Entwicklung nach wie vor das Gespenst des «Weltendes» anhaften wird.

Laut Harold Stassen erspart der Gebrauch von Radioisotopen der amerikanischen Industrie heute schon 100 Millionen Dollar im Jahre, und die Ersparnisse steigen minütlich weiter an. In North Carolina sollen die Einsparungen auf den Tabakfeldern im Jahre 1 Million Dollar betragen. Also ist die neue Entwicklung auch für die Landwirtschaft revolutionierend. Die Hausfrau wird sich besonders für die Anwendung der Strahlung zur Konsrevierung von Gemüsen, Fleisch und Früchten interessieren, ganz abgesehen von den neuen Aussichten auf medizinischem Gebiete. Ueberhaupt — gibt es wohl ein einziges Gebiet, wo die Umwälzung vorbeigehen würde?

Haben wir, die wir kaum den Einzug der Elektrizität verdaut haben, denn die Kraft, uns gegenüber einer solchen ungeahnten Umkehr aller Begriffe im Gleichgewicht zu halten? Unsere begrifflichen Superlative haben wir verpufft; nun, da sie anwendbar wären, stehen sie uns in ihrer Fülle nicht mehr zur Verfügung. Sie sind abgewetzt und fassen das neue Geschehen nicht mehr. Faßt es denn unser Herz und unser Verstand? Das neue Gleichgewicht: Neben dem großen Geschehen läuft unser kleines Leben fort. Es gilt, die täglichen Probleme unentwegt einzuordnen. Aber manchmal — gemessen an dem, was um uns vorgeht — scheint uns doch manches nicht mehr ganz so «superlativ» und so «wichtig», wie es bislang schien. Wäre es möglich, daß uns die große Entwicklung einen neuen Sinn für Bescheidenheit, für Wesentliches und Unwesentliches schenkte?

Fragen, viele Fragen. Ich würde mir nicht erlauben, eine einzige zu beantworten. Ich weiß nur, daß mir als einzelner Frau die Aufgabe gestellt ist, einen neuen Stand in der Welt zu finden und zu lernen, soweit es mein Fassungsvermögen nicht übersteigt, immer mit dem Wissen, daß ich das, was ich lernen möchte, nie begreifen werde — und mit der Angst, daß ich bald umgeben sein werde von Tausenden von Menschen, die mit ebenso großer Selbstverständlichkeit bei einem Apéritif oder einer Tasse Tee, beim Kegeln oder beim Bridgespielen über Atomenergie sprechen werden, wie sie bisher über Psychoanalysen und Relativitätstheorie gesprochen haben . . .

Die Stimme der Jungen

Der Martin-Luther-Film in Basel

chb. Nachdem der amerikanische Spielfilm «Martin Luther» beinahe ein volles Jahr nach Zürich und St. Gallen auch in Basel seine Première erlebt hat — diejenige in Bern steht noch bevor —, ist es an der Zeit, gewisse Mißstände, welche zu dieser verspäteten Erstaufführung am Ort, einer kläglichen Berichterstattung in den Tageszeitungen und dem mageren Ergebnis von sieben Spieltagen geführt haben, an die Oeffentlichkeit zu bringen.

In Nr. 12 des laufenden Jahrganges sprachen wir unter dem Titel «Von Kinos und ihrem Publikum» bereits von der Tatsache, daß ein Kino einen Film, der unter allen Umständen sein Publikum, auch wenn es nicht zahlreich ist, besitzt, mit Vorliebe außerhalb der Saison, d. h. während der Sommermonate, zeigt. Damit hatten sich Verleih und die interessierten Kreise bereits abgefunden, als das betreffende Kino, mit welchem der Vertrag abgeschlossen war, mitteilte, am 16. August fände nun die Basler Première statt. Da dieser Tag gerade mit dem ersten Schultag nach den Sommerferien zusammenfiel und der Film für Jugendliche ab 14 Jahren freigegeben war und auch schon seines Themas wegen (viele Leute, die sich den Luther-Film ansehen, gehen sonst kaum ins Kino) einer längeren Anlaufzeit bedurfte, ließ sich der Kinobesitzer nach einigem Hin- und Herreden überzeugen, die Première auf den 23. August zu verschieben. Der Verleih richtete seine Werbearbeit darnach, machte durch ein Schreiben die gesamte Presse Basels und Umgebung auf die kommende Première aufmerksam, setzte an jeden protestantischen Pfarrer der Stadt einen hinweisenden Brief auf, legte jedem ein Plakätchen zum Aushang bei und lieferte in Zusammenarbeit mit dem Basler Jugend-Film-Dienst an Kirchgemeindehäuser und evangelische Buchhandlungen eine Anzahl Standphotos und größere Plakate. Wohlbemerkt, alles auf den 23. August als ersten Spieltag ausgerichtet! Da erhielt am Morgen des 15. August der Verleih einen telephonischen Anruf vom betreffenden Kino, es gedenke den Film doch am 16. August schon zu starten. Alles Zureden und Drohen war vergeblich. Obgleich die Propagandaarbeit eine volle Woche im Rückstand war, lief der Film am Dienstag, den 16. August vor nahezu leeren Bänken. Erst im Laufe des Tages erhielten die Pfarrämter die abgeänderten Schreiben und Plakate, konnten Gemeindehäuser und Buchhandlungen ihre Bilder aushängen. Nachdem erst gegen Ende der Woche die Besuchsziffer gestiegen war — ein solcher Film sollte von der Kanzel aus propagiert werden, wie es leider nur an wenigen Orten geschehen konnte, da sich die meisten Pfarrer Sonntag, den 21. August dazu ausersehen hatten —, lief der Film Montag, den 22. August bereits zum letztenmal. Anderntags tummelte sich Eddie Constantine wieder auf der Leinwand. Er war für das Kino ein besseres Geschäft.

Wie sich die Presse dazu verhielt? Im «Baslerstab», einem Anzeigenblatt ohne Textteil, erschien ein Inserat. Und es ist zu begrüßen, daß die «National-Zeitung» dem Film eine Besprechung widmete (die allerdings inhaltlich wie raummäßig im Rahmen des Durchschnittlichen blieb), obgleich in der Zeitung kein Inserat des Kinos erschienen war. In der jede Woche erscheinenden, eine ganze Seite umfassenden Filmbeilage stand jedoch keine Notiz, nicht einmal ein Bild war zu sehen. Wollte man sich die Finger nicht verbrennen? Die «Basler Nachrichten» durften den Film nicht besprechen, weil kein gleichzeitiges Inserat vom Kino aus in der Zeitung aufgegeben wurde — für ein Intelligenzblatt vom Niveau, welches diese Zeitung sonst besitzt, eine beschämende Tatsache. Auf die Anfrage, ob nicht der Verleih direkt ein Inserat setzen lassen könne, hieß es, das sei gegen die vom Lichtspieltheaterverband herausgegebenen Bestimmungen.

Erst vor kurzem haben wir an dieser Stelle auf die betrübliche herrschende, anscheinend jedem wertvollen Film ungünstig gegenüberstehende Haltung der Basler Zeitungen hingewiesen. Damals (in Nr. 14) ging es um den Schweizer Kunstfilm «Ferdinand Hodler», diesmal um den vom Praesens-Filmverleih in Zürich mit anerkennenswertem Mut für die Schweiz übernommenen Luther-Film. Wenn man daneben die großzügigen Würdigungen, wie sie die «Neue Zürcher Zeitung», der «Tagesanzeiger», das «St. Galler Tagblatt» und kleinere Blätter, etwa aus dem Zürcher Oberland, brachten, betrachtet, kann man sich als Basler nur beschämt fühlen und hoffen, daß aus kirchlichen Kreisen dazu Stellung genommen werde.

(Die Art, wie der Luther-Film, der in der ganzen Welt und sogar in katholischen Ländern ein Großerfolg war, in der Schweiz behandelt wird, ist eine Ohrfeige ins Gesicht des protestantischen Schweizervolkes. Der Protestantische Film- und Radioverband wird, nachdem eine Zusammenarbeit mit dem fraglichen Filmvertrieb an dessen passivem Widerstand scheiterte, die Auswertung des Films zu gegebener Zeit selbst in die Hand nehmen; es liegen darüber bereits Zusicherungen des Verleihers vor. Wir bitten unsere Freunde, sich bis dahin noch zu gedulden.

Vielleicht zeigt sich im übrigen auch hier, daß Ohrfeigen weckende Kraft haben können. Hoffentlich wird man sich jetzt wirklich überall klar, wie unentbehrlich ein eigenes protestantisches Filmorgan und ein eigener Protestantischer Filmvorführdienst heute sind. Red.)